

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

19 (7.5.1939)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 7. Mai 1939

Folge 19 / Jahrgang 1939

Der Kongress

Von
E. D. Single

Ein historische Betrachtung
zum Wiener Kongress
vor 125 Jahren



Der Wiener Kongress, der auch den Frieden schaffen wollte, statt dessen aber die Quelle neuer europäischer Kriege wurde

Vielleicht besteht gerade in diesen Tagen der Umformung des Nachkriegs-Europas ein besonderer Anlaß, die Parallele zu ziehen zu jener anderen „Regelung der europäischen Angelegenheiten“, die vor genau 125 Jahren vor sich ging und unter dem Namen der Wiener Kongress für Deutschland zu einer jener zahllosen Leidensstationen auf dem Wege seines Ringens um die Einigung wurde.

Es ist für uns Deutsche heute beinahe nebenächlich, wie die politische Konstellation in jenem eben dem Eroberer Napoleon entrissenen Europa gerade war. Ob da Rußland um Polen, England als arbiter mundi um seine Seeherrschaft und den sogenannten Ausgleich der Kräfte auf dem Kontinent, Habsburg um einen Fehden des heutigen Italiens und Frankreich endlich um die Wiedererlangung aller seit 1793 verlorenen Gebiete schachtelte. Wir können auch die Zerissenheit des damaligen Deutschlands, eines Konglomerats von Kleinstaaten und mediatisierten Reichsstädten, mühsam zusammengehalten von Ständen und Fürsten, fast ganz außer acht lassen. Wofür zu interessieren sich auch in der Gegenwart noch verlohnt, sind allein die Methoden dieses Kongresses, auf dem nicht die Völker vertreten waren, sondern die widerstrebenden Interessen einiger Duzend Fürsten und berufsmäßiger Diplomaten, die den Völkern am Ende als Erbe nichts zurückließen als das Recht, in den ob ihrer Unzulänglichkeit im Keime schon geborenen Kriegen ihr Blut zu lassen.

Es mag einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, zu prüfen, welche bereits entworfenen und in der Zukunft sich noch zeigenden europäischen Verwicklungen ihre Entstehung einer *Matinée en deux* mit Austern und Sekt in Genf verdanken. Von jenem Wiener Kongress aber haben wir geschichtlich gesehen den notwendigen Abstand, die Folgen zu erkennen, die entstehen, wenn karrierende Diplomaten mit Fürsten-Mätressen um Millionen von Seelen feilschen, wenn Politik nicht um ihrer selbst wegen, also im Lebensinteresse eines Volkes, gemacht wird, sondern vielleicht höchstens um des Nimbus willen, der solcher Betätigung nun einmal anhaftet, oder einer „hohen Abkunft“ wegen, die solche Verpflichtung manchmal ungewollt und unerwünscht auferlegt.

Die Welt hat dem Wiener Kongress neben dem Namen der „Seelenmarkt“ das Attribut „der tanzende“ gegeben, aber dieses berühmte Wort des alten Fürsten Vigne: „le congrès danse, mais il ne marche pas!“ — er tanzt, aber er marschiert nicht — kann wohl mit dem gleichen Recht für die meisten der politischen Kongresse, wie wir sie in der Vergangenheit erlebten, Anwendung finden. Denn alle Konferenzen dieser Art tanzten mehr, als sie vorwärts kamen, und füllten mehr die Mägen derer, die an ihnen teilnahmen, als die derjenigen, für die sie abgehalten wurden.

Man kann sich deshalb die Aufzählung aller Gartensfeste, Feuerwerke, Soirées, Karussells, Kinderbälle und Luftpartien ersparen und auch die Namen aller schönen Frauen und Tänzerrinnen in der Vergessenheit belassen, die den Wiener Kongress und seine Teilnehmer später vor der Ge-

schichte so kompromittiert haben. Denn wen kümmert es wohl, ob die Demoiselle Bigottini 140 000 Gulden Wiener Währung für ein Kind, das sein Dasein dem Kongress und seinen Festen verdankte, mitbekam, die Demoiselle Aimé dagegen nur eine jährliche Rente von 6000 Francs, ob die Kaiserin von Rußland wirklich nicht zuließ, daß man ihre Prachtperlen im Werte von einer halben Million Gulden, die sich im Theater von der Schnur gelöst hatten, auch nur aufhob und sich damit Mühe machte. Was uns wahrhaft noch heute interessiert, sind die Folgen der wenigen Beschlüsse, die dieser tanzende Kongress sich zu fassen Zeit nahm und deren Auswirkungen ein Jahrhundert überschatteten. Polen wurde Rußland einverleibt, gegen seinen Willen. Ein Teil von Italien (Trient, Vriken, Venetien und Mailand) kamen endgültig an das Haus Habsburg, Hannover an England, Holstein an Dänemark, Deutschland aber wurde gezwungen, das zu bleiben, was es gewesen war: ein loser Staatenbund unter Habsburgs Vormundschaft.

Dieses Zerrbild Europa wurde später korrigiert, gewiß. Aber da war es ein anderer Tanz, da schlüßigten nicht unsichtbare Geigen unter den übergoldeten Allegorien der Prunksäle, da farbten der Völker Beste auf den granatenzerrissenen Schlachtfeldern. Da tanzte der Tod.

Und noch ein zweites kann dieser Kongress uns Deutsche lehren, noch ein anderes läßt sich aus dem Abstand von fünfzig Jahren, die seit seiner vergangen sind, erkennen: Wir Deutschen waren nie und sind bis heute nicht die Reute, im großen Lügen- und Intrigenspiel der Diplomatie unser Gesicht zu wenden, mit den Spinnenfingern des Fallschpielers den hohen Würfel heimlich auf die Sechsz zu drehen, wenn er einmal gegen uns entschieden hat.

lassen wir doch im Hinblick hierauf noch einmal kurz die Menschen vor uns erstehen, die Deutschlands große Gegenspieler waren auf diesem Kongress. Da ist zunächst Metternich selbst, dieser blasierte, scheinbar ewig gelangweilte Typus eines Diplomaten, der mit Grazie betrügt und, wenn der Betrug entdeckt wird, ritterlich frech zur Waffe greift, der nur ver-

spricht, was er nicht zu halten braucht, der alles leugnet, was er heimlich schon getan hat, dem eine Lüge zu jeder Zeit bequemer ist als eine Entscheidung. Da ist weiter seine rechte Hand, Friedrich von Gentz, der Mann mit dem verdorrten Gehirn und dem verkauften Herzen, wie ihn der Freiherr von Stein schildert, da ist der Zar von Rußland, der schönste Mann des Kongresses, der am Tage der Rückkehr Napoleons Metternich, mit dem er seit Wochen in erbittertester Feindschaft lebt, mit dem er sich auf Pistolen schlagen wollte, umarmt mit den Worten: „Wir sind Christen, verzeihen wir uns!“

Und da ist schließlich Talleyrand, Fürst Talleyrand de Périgord, der Vertreter Frankreichs!

Was hatte ein Hardenberg, ein Freiherr von Humboldt, ja, selbst ein Freiherr von Stein diesem einen Manne, dem Fürst Talleyrand, außer ehrlichem Wollen entgegenzusetzen! Dieser Taschenspieler hatte die sichtige Schale hinter sich, alles in sein Gegenteil zu verwandeln. War er doch selbst vom Bischof zum Jakobiner, vom ersten Minister Napoleons zu dessen größtem Gegner geworden. Vielleicht würde er auch Ludwig XVIII. noch einmal während der „Hundert Tage“ an Napoleon verraten haben, wenn er das Ende dieses letzten Abenteurers seines einstigen Herrn nicht allzu klar vorausgesehen hätte. Frankreich jedenfalls kam nach fast zehnjährigem Krieg als einziger Besiegter nach Wien und verließ es nach kaum sechs Monaten Diplomatenspiel als der einzige Sieger...

Sie sind längst in Asche und Moder zerfallen, die Menschen, die damals die Geschichte Europas lenkten. Selbst Marionetten vor der Geschichte, gütten durch ihre weisgepflegten Hände die Fäden, an denen wie willenlose, tote Puppen die Völker hingen. Die Völker sind geblieben und mit ihnen ihre Eigenart, gewandelt aber hat sich innerhalb dieser Völker der Mensch. Aus slavischen Untertanen wurden gleiche Glieder eines Stammes. Wenn heute der größte Deutsche vor die Welt tritt und sein „Hier steh' ich, ich kann nicht anders!“ hinausruft, so spricht da nicht irgendein politischer Scharlatan, sondern das ganze deutsche Volk.



Die Herzogin von Sagan, in deren Salon Fürst Metternich seine Pläne schmiedete



Die schöne Fürstin Bagration, von Zar Alexander lebenswürdig unterstützt, intrigierte für ein Königreich Polen



Der Herzog von Talleyrand, erst Günstling Napoleons, dann Vorkämpfer der Bourbonen auf dem Kongress



Gräfin Fuchs, in deren Salon sich die Großen des Kongresses von den diplomatischen Strapazen zu erholen pflegten



Clemens Fürst von Metternich, der geschmeidigste Diplomat seiner Zeit und listigenreiche Lenker des Kongresses. Ansmann-Archiv (6)

Sudetendeutsche Kunst am Oberrhein

Von Anna Maria Renner



Rastatt: Gartenplastik auf der Terrasse des ehemaligen Schloßgartens
Aufn.: W. Schmidt, Karlsruhe

Wenn wir heute mit diesem nicht etwa nur baugeschichtlich, sondern auch geschichtlich interessanten Thema vor unsere Leser treten und damit ihr Augenmerk auf immer gültige geschichtliche Zusammenhänge richten, so tun wir das in der Erkenntnis, daß nach der Eingliederung des Sudetenlandes in das Großdeutsche Reich das Augenmerk der Bewohner am Oberrhein auf die Deutschen an der Ostgrenze des Reiches gerichtet wird. Damit aber wird dem Leser das Gefühl aufgehen für die enge Schicksalsgemeinschaft, die gerade uns am Oberrhein mit den Deutschen im Osten des Reiches verbindet.

Als mit der Ernte des Jahres 1938 an den Ostgrenzen Deutschlands ein Gau zum Reich heimkehrte, war es Wenigen gegenwärtig, daß sich mit diesem Geschehen der Ring einer geschichtlichen Beziehung schloß, die unsere badische Heimat aufs engste mit dem Gau Sudetenland verknüpft. Werkzeuge und Träger dieser Verbindung waren zwei Menschen, deren Namen in der Geschichte des Oberrheins einen fast mythischen Klang angenommen haben, deren Leben und Schaffen entscheidend am Geschick des mittelbadischen Landes gewirkt hat: Markgraf

Ludwig Wilhelm von Baden, der „Türkenlouis“, und Sibylla Augusta, geborene Prinzessin von Sachsen-Lauenburg. Die merkwürdigste Fügung scheint es, die zwei jenseitig entlegene, nach Landschaft, Volksstamm und Temperament verschiedene Lebenskreise zueinander zog. Um jene Zeit — es war im Januar des Jahres 1690 — als der weitberühmte Feldherr und Seerührer und die junge Prinzessin im Schloße der Herzoge von Sachsen-Lauenburg zu Schlackenwerth sich zu einem Bund der Herzen — seiner politischen Heirat — fanden, mochte man glauben, daß solches Begegnen und Sichfinden in den Sternen stand. Aber auch wir heutigen vermögen uns dem Eindruck nicht zu entziehen, es habe hier der unerforschliche Wille einer höheren Macht über dem Geschick der Völker gewaltet.

Im Jahr 1690 lag das Land am Oberrhein verwüstet von den Kriegszügen der französischen Heere. Der Landesherr der Markgrafschaft Baden-Baden, Ludwig Wilhelm, war fern; er kämpfte im Dienst von Kaiser und Reich auf den Kriegsschauplätzen in Ungarn gegen die Türken. Alles, was die spätmittelalterliche Kultur, die Blütezeit des Bürgertums und seines Schaffens in unserer Gau aufgerichtet hatte, war von Krieg und Brand und Raub vernichtet worden.

Da, wo sich die Brandsackel des Dreißigjährigen Krieges entzündet hatte, in Böhmen und den östlichen Gauen des deutschen Reiches, waren schon zwei Menschenalter früher ähnliche Schicksale über die Länder gegangen, hatten die Menschen geängstigt, die Ernten vernichtet und

Winterliche Fahrt ins Sudetenland

Bei der Abreise peitscht föhniger Wind prasselnde Regenschauer über die Straßen der Stadt und das Land im Rheintal. Die weihnachtliche Schneepacht ist weggeschwunden, als habe der Vorfrühling Einzug gehalten, und noch sind die heiligen Zwölf Nächte nicht vorüber. Im Hügelland ziehen Ackerfurchen, in denen Reste der schimmernden Herrlichkeit geblieben sind, weiße Streifen über die braune Erde, die Kumpffarben unter grauem Gewölke sich breitet. Die Weite der Landschaft, vom Sommer her in wacher Erinnerung, ist verhallt.

Landschaft und Luft wandelt sich; aus den Schneelagern in den Tannennäldern des württembergischen Schwarzwaldes weht ein herber Hauch herüber. Auf den Höhen liegt noch Schnee und weitet die Landschaft mit ihren einsamen Bäumen und Sträuchern nach einem fernem Horizont. Berge und Täler, Hügel und Höhen erscheinen in dem wechselnden Licht des Winterhimmels in halb klaren, halb verschwimmenden Umrisse. Die Dörfer schmiegen sich an einen Hang, oder liegen im Tale unter der weißen Hülle geborgen und gebüchelt vor Gemalten des Winters. Städte mit rauchenden Ecken, einsame Höfe, weltverlassen auf einer Anhöhe, alles ist in der Helligkeit des Schnees in eine leichte Ferne gerückt und dennoch, dem Auge sichtbar, bis das Dämmern sinkt über den taufend aufklammernden Lichtern der altbewährten Stadt der Reichsparteitage.

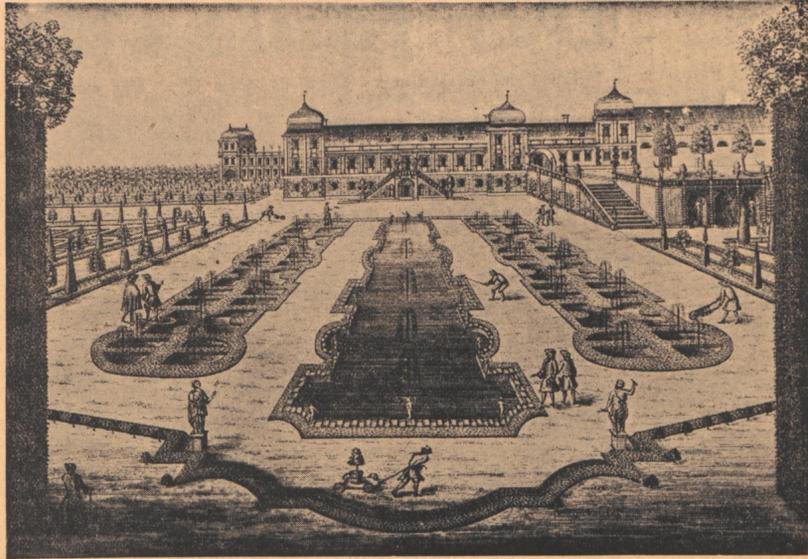
Ueber den Rücken Nürnbergs geht am nächsten Morgen die strahlende Sonne eines Klarfalten Tages auf, und seine Helligkeit begleitet die Fahrt hinauf in die Berge und leuchtet wider von den schneebedeckten Hängen, die unter dem tiefblauen Himmel in blendender Weiße sich dehnen. Diese Landschaft — Ausläufer des Fichtelgebirges — gleicht wohl unserm Schwarzwald; sie ist aus dem gleichen Argestein aufgebaut und hat dennoch ein anderes Gepräge. Mächtig wandelt sich die Landschaft, als wir kurz hinter Arzberg die alte Reichsgrenze überschreiten.

Das Egerland mit seinen weiten Hochflächen tut sich auf; die alte Stadt Eger trägt noch den Schmutz der Befreiungstage und die Zeugnisse der Rückkehr: ausgetilgte tschechische Inschriften auf Schildern und Anschlägen, die Aufrufe und Kundgebungen der deutschen Regierung. In der Bahnhofshalle aber grüßt uns von einer der größten Bildtafeln des „Schönen Deutschland“ das Münster zu Freiburg im Breisgau, mit seinem Chor, Schiff und Turm die Reilen Dächer überragend — Bischof



Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden (Nach einem Kupferstich von 1693)

Archiv-Bild



Schlackenwerth Schloß und Park / Zeichnung von Joh. Mich. Sock 1715

Aufn. Bauer

der badischen Heimat hier in der Stadt Wallenstein! Eger besitzt in seiner Kaiserpfalz und den alten Häusern am Marktplatz noch ein Stück seiner geschichtlichen Vergangenheit; der neuere Teil der Stadt, unter tschechischer Herrschaft in den verflochtenen Jahrzehnten entstanden, zeigt das unorganische, planlose Wachstum einer Stadt in einem Zeitabschnitt, in dem das Gefühl für einheitliches Bauwerk verloren gegangen war.

Der Zug hält oft, und hier und dort leuchten die Fenster eines großen Werks, rauchen die Ecken, glühen Defen-

ellen. Der Park schläft unter dem tiefen Schnee, auf dem das Mondlicht glänzt. Die hohen Fassaden des Lauenburger Schlosses stehen im Schatten gewaltig und geheimnisvoll; zur Linken zieht ein niedriger Flügel hin, gespenstisch in dem ungewissen Licht. Jrgendwo rauscht und flüstert ein eiliges Gewässer. Das Mondlicht stutet durch die fahlen Baumkronen und durch die Stämme und um das flüchtig beleuchtete Mauerwerk eines Gebäudes, dessen Nähe oder Ferne nicht zu messen ist.

Hoch über dieser verzauberten Welt steht der Orion. Zu dem Sternbild schauen vor zwei Jahrhunderten die Augen derer, die hier lebten und bauten. Die Luft ist herb und frohlich, aber die Nacht in dieser bezauberten heimlichen Stadt ist warm und ruhevoll.

Im Westen öffnet sich der Marktplatz in einer Straße, die nach Norden, gegen Joachimsthal, zieht und im Süden in den Kirchplatz mündet. Der Marktplatz bildet den Stadtkern. Im Stadtplan zieht eine Ringstraße einen äußeren Umkreis; die zweifelhafte Modellhäuser bieten ein schlichtes, harmonisches Straßenbild dar. Ueber diesen ursprünglichen, spätmittelalterlichen Stadtplan hinaus sind in der jüngsten Zeit Neubauten den Straßen nach Joachimsthal und Karlsbad entlang entstanden. Eine Fabrik, Porzellanmanufaktur, hält sich so weit abseits, daß sie das Stadtbild nicht beeinträchtigt.

Das spätgotische Langhaus der Stadtkirche, von einem Regengewölbe überdeckt, ist im Barock erneuert und von Prager Künstlern ausgestattet worden. Der böhmische Barock prägt sich in diesen Formen klar erkennbar aus: die innere, verhaltene Glut in schweren Formen und Farben, die lebendige Phantasie und visionäre Anlage und starke Freude am Stofflichen als Ausdrucksmittel.

Nach Süden hin fällt das Gelände ab, nach dem Laufe des Flusses, der Witzsch, die hier in den Park eintritt. Hier liegt die „Rohrermühle“, eine der drei Mühlen, die Schlackenwerth schon im 18. Jahrhundert besaß, deren Betrieb aber das Vorrecht der Herrschaft war. Ihren Namen hat sie wohl von einem Mitglied der Familie, aus der auch die für Baden so wichtigen Baumeister Rohrer stammen. In der Nähe liegt auch das einstige fürstliche Bräuhaus; Maßl- und Braurechte spielen in der Geschichte der Herrschaft Schlackenwerth und in den Kämpfen der Stadt um ihre Rechte eine große Rolle. Schlackenwerth und seine Stadtbild bietet ein selten reiches Beispiel eines allem großen politischen Geschehen



Prinzessin Franziska Sibylla Augusta von Sachsen-Lauenburg als Braut 1690

Gemälde in Schloß Favorite Aufn. Walter Schmidt

Hier und dort sind weite Höhlungen in die Erdoberfläche geschlagen und dunkles Gestein liegt zutage — nein, Braunkohle, die im Tagbau gewonnen wird! In Karlsbad gibt es einen langen Aufenthalt; die Reisenden im Zuge wechseln oft: Arbeiter, Schüler, Geschäftsreisende; Frauen mit großen Tragkörben auf dem Rücken, in Kopf-tücher vermunnt, steigen ein, und ihre Gespräche in der Egerländer Mundart stimmen zu Gesicht und Gehören dieses Menschenschlags wie das Memannische zum Oberländer Bauern und der Pfälzer Dialekt zum beweglichen Rinde der fröhlichen Pfalz. Die Egerländer Mundart erinnert an den Dialekt der Oberpfalz — sie ist auch in Nordbayern und der Oberpfalz heimisch — nur klingen die Laute schwerer, metallener und belebt von einem schwerflüssigeren Temperamente.

Schlackenwerth, die Heimat der Markgräfin Sibylla Augusta

In einem weiten Flußtal, von Vögeln begleitet, fährt die eingleisige Bahnlinie durch das verschneite Land. Ein kleiner Bahnhof liegt weitab von der Stadt — es ist fast eine halbe Stunde Wegs. Dann aber nimmt uns die Stadt auf mit ihren eindrucksvollen Bauwerken. Ein schwerer, kolossalhafter Baukörper bietet keine wichtige Fassade als Willkomm; unter dem Torbogen des Schloßturmes hindurch geht der Blick voraus, und Schritt um Schritt öffnet sich der Stadtplatz, ein langgestreckter, rechteckiger Raum, von Häusern umschlossen, der in seiner Gesamtanlage noch den Charakter der mittelalterlichen Stadt bewahrt. Im Dunkel der Nacht mag manches Ungleichere der Bauweise an den Häusern ausgeglichen sein. Denn nach dem großen Brand von 1866 sind die alten Häuser auf den Fundamenten neu aufgebaut worden, leider ohne die materiellen Lauben, wie sie uns die Ansicht Merians von 1650 zeigt. Aber die Bautradition ist in der Anlage doch erhalten geblieben; erhalten hat sich als Gesamtbild die Gestalt des Rathhauses mit seinem charakteristischen Turm vor der Fassade, und auch die Häuser wahren trotz verschiedener Einzelheiten eine gewisse Einheit durch annähernd gleiche Höhe und maßvolle Schaufenen.

Der Bann eines winterlichen Abends, sternklar und kalt, breitet Stille über den verschneiten Stadtplatz, auf dem mit ruhigen Augen die erleuchteten Fenster herabschauen. Dieser Platz atmet eine unaussprechliche Traulichkeit in seinem abgeschlossenen Raum. Aus der Höhe herab schlägt mit hellen raschen Schlägen eine Uhr viermal, und leiser und tiefstimmiger antwortet der Schlag der vollen Stunden: sieben!

Vom Ausgang des Stadtplatzes im Westen und vom Eingang im Osten, am Turm, führen nur wenig Schritte hinab in den Park. Er liegt tiefer als die Stadt, und ein Barocktor, auch zur Nacht geöffnet, läßt den Blick voraus-



Südfassade des Schlosses, das der Türkenlouis nach seiner Vermählung mit Sibylla Augusta von Sachsen-Lauenburg 1691 erbaut wurde
Aufn. A. M. Renner

— zuweisen zu seinem eigenen Verhängnis — abgeschlossenen bürgerlichen Gemeinwesen.

Die Gründung des Ortes wird im frühen Mittelalter angenommen; das älteste erhaltene Bauwerk ist eine 1225 errichtete Kirche, heute die Friedhofskirche, mit ihren romanischen Portalen. Die bedeutendste Zeit begann für die Stadt, als Herzog Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg die Herrschaft übernahm.

(Fortsetzung folgt.)

Der faule Mann

Von Georg von der Vring

Um acht Uhr, als Frau Siegelack ihre vier ältesten Kinder auf den Schulweg gebracht hatte, drückte sie ihr dicker Mann aus der Kammer. Er trug ein steifes Vorhemd, das mit drei roten Rosen besetzt war. Sein Gesicht war noch naß vom Waschen, das Abtrocknen wurde ihm wahrlich oft zuviel. Er schüttelte sich im Gähnen und nahm, wie gewohnt, auf der Bank Platz, wo er die Ellenbogen gegen die Tischplatte stemmte und sich wohligh die Kaminbüchse seiner Waden und die Schornsteinbüchse seines Halses rieb. Frau Siegelack, noch beim Anziehen des Jüngsten, sagte verbindlich:

„Heute kann's wieder heiß werden.“

„Mag wohl“, meinte hierauf der Mann. Danach lenkte er die feuchtgähnten Augen und zeichnete schon mit dem Brotmesser in der Tischmasse und trappelte in den Garten, worauf man mit dem Frühstück beginnen konnte. Mäßig aber, Brotaufstrich unter dem Messer, streckte die Frau den dünnen, sonnenroten Hals samt dem Kupferfessel ihrer blühenden Haare, und —

„D — flüsterte sie, „ich habe einen Traum gehabt, Siegelack — einen Traum, o —“

Siegelack, lachend, strich sich ein Klümpchen Margarine in den Kaffee und spielte Untertauchen, bis es sich auflöste. „Träume sind Schäume“, sagte er. „Warte doch! Laß mich nachdenken — richtig: von Unkraut habe ich geträumt!“

„Uebrigens war es sehr erklärlich, wenn Frau Siegelack von Unkraut träumte, da sie doch drüben beim Gärtner seit einer Woche und zehn Stunden an jedem Tag nichts anderes tat als jäten.“

„Aber wie! Aber wie ich davon geträumt habe, Elmar! Höre: ich liege auf dem Acker, und es ist heiß. Da schmerzt mich etwas.“

„Du hast wieder auf dem Bauche geschlafen“, vermutete Siegelack. „Schmerzt mich etwas. Nein! denn ich werde geradezu traurig davon. Es ist mir, als ob etwas mich fortwährend ruft. Zuerst denke ich, wer ruft denn da eigentlich? Und da war es das Unkraut!“

Der Mann tat einen Gluckser, so daß sein Leib ernstlich erzitterte. „Das Unkraut rief und rief. Und weicht du, es rief ganz voll Schmerz, denn ich zog es ja aus! Es weinte und klagte, das arme Kraut!“

Siegelacks Augen saßen über dem Kaffeeführer durchs Fenster. Sodann suchten sie das Dominospiel auf der Fensterbank — ein Arbeitsloser schaut sich gern nach einer stillen Beschäftigung um. Weiber lieben zu reden, es geht aber auf Kosten der Ohren; zuletzt bilden sich Haarbüschel in ihnen.

„Du magst es glauben oder nicht, Elmar“, fuhr Frau Siegelack fort, „es weinte und klagte, das arme Kraut! Es gibt da eins, das heißt Kreuzkraut (man reißt es gern, denn es zieht sich gut aus), dieses Kreuzkraut schalt mich! Das sagte zu mir „Mumpitz — Mumpitz“, so oft ich rief. Die anderen weinten und klagten. Die Dueden riefen: „Gittte-gittte-gitt“, und dann waren sie heraus und tot. Und da gibt es da so kleine rötliche Pflanzen, die riefen: „Mein armes Herz! Mein armes Herz!“

„Du gehst jetzt?“ fragte der dicke Mann. „Soaltes. Dann erwachte ich. Was man doch manchmal träumt! Und nun werde ich den ganzen Morgen darüber nachdenken müssen, was dieser Traum bedeuten mag. Ob er Geld bedeutet, Elmar?“

„Träume sind Schäume“, sagte Siegelack und sah einstrahlen auf seinen Finger, der dem Tabak nachtrug in den schwarzen Pfeifenkopf.

Danach empfahl Frau Siegelack Hansi der Aufsicht ihres Mannes, rollte eine alte Schürze zusammen und ging zum Gärtner an die Arbeit.

Nach einiger Zeit klopfte Siegelack die Pfeife gegen das Tischlein, erhob sich und schwankte durchs Zimmer. Boretst aber blieb er noch stehen, die Nase dicht an der geschlossenen Tür, als ob ihn von draußen eine unordentliche Wolke von Bienenschweiß überhäutete. Endlich öffnete er und trat in das Gesumme des Gartens. Hansi war eifrig beschäftigt, Kanäle in die Erde zu graben.

„Ich habe ein gutes Weib“, dachte er von seiner Höhe herab mit dem Blick in das kupferfarbene Haar seines

Jüngsten. Weiteres Denken unterließ voreerst. Als er nach geraumer Zeit jedoch wieder damit begann, sagte er sich: So ein Traum! Sie hat einfach auf dem Bauche gelegen als eine schlafende Person, die sie ist. — Damit ging er, die Hand in seiner weitaufhängigen Tasche am Dominospiel, zum Nachbar Schuster hinüber. Einem Gespräch war dieser nicht abgeneigt, zumindest wollten da die Pfeifenköpfe.

Nach einer Stunde und mit durchweichter Hose entfernte sich Hansi in die hinteren Gartenterrassen, er fand einen Rabenschädel, später ein Schirmgeißel, das er hinter sich durch den Sand schleifte, beachtete sich rotäugige Rannchen am Baum und verlor sich weiter und weiter.

Der Schuster ließ den Damentisch fallen und sagte „Mittag“, wahrhaftig, es lautete schon. „Du mußt aufpassen, Elmar“, sagte der Schuster und ging hinaus.

Es suchte Siegelack in den Beinen, sitzen zu bleiben und alles seinen Lauf gehen zu lassen. So blieb er sich die Tabatsche vom berückten Vorabend und ließ dann seine Augen durch die Scheiben gehen. Da kamen schon die Frauen von der Arbeit zurück; es sah sich gut an, sie eilten, an ihre Feuerlöcher zu kommen. Danach trachtete er hoch, stampte mitten in den Stiefelsohlen und griff sich die Füße. Dabei in der Küche aber empfing ihn seine Frau, und sie fragte sogleich nach Hansi. Nein, Hansi? Siegelack schüttelte den Kopf. In seine Hosentasche, in der Höhe des Knies fand sich das Dominospiel — da stürzte die Frau in den Garten.

„Nana“, sagte er hinter ihr drein. Aber dort lief sie schon, die dünne Frau mit dem verbrannten Gesicht. Sie war müde, sprach in trockene Gräben, griff in Blätter, Zweige, murmelte:

„Biest! Herumtreiber! Daß dir der Junge aus deinem faulen Munde herausfalle! — Hansi! Hansi!“

Nirgends eine Spur von Hansi. Sie trat durch die Räume, fragte die Nachbarn, rutschte in Hühnerhälle, schalt:

„Fettwank! Mit dir bin ich geschlagen, du würdest deine Kinder ins Wasser werfen, wenn dies nicht ziemliche Mühe machte! Schauerlappen! Windhund!“

So schalt sie und rannte die Wege ab. „Hansi! Wo bist du? Hansi!“

Währenddessen stand Siegelack noch in der Haustür. Er dachte schon daran, sich eine neue Pfeife auszuköpfen, unterließ es aber aus Gründen, denen er nicht weiter auf den Grund ging. So ging die Zeit, Siegelack drückte ihr sein Siegel nicht auf.

Nach einer Weile jedoch geschah es, wie es geschehen mußte: die Mutter brachte Hansi. Sie lächelte über ihr ganzes verschmiegtes Gesicht. Hansi aber schrie an ihrer Hand. Sein Gesicht war so schön anzusehen, wenn er schrie — fand Siegelack — er schrie, als ob er zu faul sei, damit aufzubören. Doch weinte er nicht lautlos, sondern geradezu fürchterlich, mit angeblühtem Sinn, pfeifend wie eine Lokomotive — es regnete Kaffeeblüten davon.

„Da ist er“, lachte Frau Siegelack, „und nun sieh dir seine Beine an, Elmar!“

Elmar tat es. Hansis Beine waren mit diesen weißen Punkten bedeckt. Er war in die Brenneffeln geraten, der unruhige Geist. Es waren aber auch harmlosere Zeichen, losgelassenen Wasserzeichen die Beine hinunter. Elmar sah, daß seine Frau noch immer lächelte. Das fiel ihm auf, er tat die Pfeife in den Mund.

Sie schrie, indem sie Speck in die Pfanne springen ließ, aber durch Hansis Pfeife —

„Versteht du nun meinen Traum?“

„Träume sind Schäume“, antwortete ihr Siegelack mit seinem Nicken.

„Versteht du es denn nicht? Elmar! Die Brenneffeln bedeuten das Unkraut, von dem ich geträumt habe. Hansi fiel mitten hinein und weinte genau wie das Unkraut heute Nacht.“

Siegelack legte die Hand auf den roten Mundspieß seines Knaben. Siegelack horchte in sich hinein, aber er vernahm nichts. Sein Atem ging ganz von selber und hob ihm den Brustkasten. Siegelack versuchte auch nicht, ihn aufzufangen. Mäßig trat die Frau hinter ihn und flüsterte jählich in sein zugewachsenes Ohr:

„D, du kommst nichts dafür. Ich träumte es ja — und so kam es denn so.“

Ein Meister fällt vom Himmel

Von Arnold Krieger

Die Sauerstoffuhr zeigt sechseinhalb Minuten. Unger tastet mit der Rechten über Gurte und Maske. Die Linke ruht leicht auf der Verklebung. Er steht freihändig auf der Spitze des Fingels.

Tausende Meter unter ihm brant die weißliche Wolkenfede. Unger strotzt sich zum Kopfsprung.

Noch sechs Minuten Sauerstoff! Knapp, aber es muß reichen. Er spürt schon die Ungegend der Zukunft.

Jetzt schiebt er wie ein Bolz in den leeren Raum, schiebt Knobla — kausender Quabind, der ihm entgegenpreist. Wie jedes Mal ist es ein Wirbel, gemischt aus Bestirzung, Mauth und Erbösheit, etwas Erhabenes und zugleich bodenlos Niederrückiges!

Jetzt bleibt er aufrecht. Er steht. Er steht durch und stürzt mit 200 Kilometer-Geschwindigkeit. Die Stoppuhr am linken Handgelenk zeigt es.

Die Gläser beschlagen. Da donnert das andere Flugzeug heran. Dreißig Meter heruntergekurbelt. Der Sitzende lächelt, obwohl ihm die Augen tränen. Die Aufnahmen sollen einen Fall von Haltung zeigen. Gudrun Castell wird sie sehen.

Dreitausend Meter ist er gestürzt. Die Wolken sind jetzt über ihm. Die Brille entwirrt sich. Unger hat Bestimmung genug, das Feld zu erängen und ein längliches Fleckchen: die Waise.

Sie ist nur so groß wie ein Häuflein, jetzt wie ein Käfer, jetzt wie ein kleines, dunkles Beet, in Grün gefast. Eine Stahlschneide blist auf: der Kanal.

Da zieht Unger den Brustriem. Der Aufwind knallt gegen die Seide. In allen Gliedern staucht und stößt es. Der Kopf liegt gegen die Rippen geschlagen. Noch ein wilder Nuck und — gebremst!

Jetzt steht er in der Luft still, so mächtig ist die Geschwindigkeit.

Wieder ist das Flugzeug bei ihm. Neuert seine gefährlichen Spiralen um den sinkenden Meister.

Er zieht an Schlären, schwebt jetzt schräg: Er hat einen bestimmten Kurspunkt.

Seltame Treffer

Von Erich Grisar

Mit Kanonen auf Spahen schießen, das ist ein beliebtes Wort, das der leicht zu hören bekommt, der eine geringe Angelegenheit mit allzu großem Aufwand zu erledigen sucht. Aber es ist doch zugleich auch ein Gleichnis der Unzulänglichkeit; denn es ist wirklich nicht so leicht, mit einer Kanonenkugel einen Spahen zu treffen.

Es ist darum wohl des Wertes wert, was von der Belagerung der guten Stadt Mainz durch die Franzosen im Jahre 1793 erzählt wird. Damals hat das Geschick eines preussischen Biermönchswanzapfänders seinen Weg haargenau in die Mündung einer französischen Kanone genommen, die eben zum Abschluß fertig gemacht worden war. Die Ladung entzündete sich und so kam die preussische Granate auf dem schnellsten Wege mit ihrer französischen Schwefelker in das preussische Lager zurück. Das war wohl ein seltenes Zusammentreffen, aber es hat sich im Jahre 1807, vor Danzig ist es gewesen, noch einmal ereignet. Damals war es allerdings eine französische Granate, die in ein deutsches Geschütz einschlug, um hier ihren schuldigen Gegenbesuch zu machen.

Solche Treffer erlebt auch der Kriegsmann nicht alle Tage, und es wäre auch kein Nutzen dabei, wollten die Kanoniere allweil auf die Kanonenrohre ihrer Gegner zielen. Daß aber ein gutgezielter Treffer auch einmal von Nutzen sein kann, lehrt die Geschichte, die im Jahre 1681 in Berlin passiert ist. Damals schlug der Blitz in den Turm der Marienkirche und setzte sie in Flammen. Da zu der Zeit die Straßen um die Kirche herum sehr eng und winzig waren, zudem auch noch mehr Fachwerkhäuser als Steinbauten dastanden, war die Gefahr groß, daß der Brand das ganze Stadtviertel vernichten würde. Da verfiel der Feldmarschall Otto Christoph von Sparr auf den Ausweg, die brennende Turmspitze mit Kanonen herunterzuschießen. Es geschah nach dem Willen des Feldmarschalls, und so wurde die Kirche, ja vielleicht sogar der ganze Stadtteil durch einen glücklichen Treffer gerettet.

Hundert Jahre später, im Siebenjährigen Kriege, hat eine Kanonenkugel einmal ein Duell entscheiden müssen. Friedrich der Große hatte, um der in seinem Heere eingerissenen Duellwut zu steuern, jedes Duell verboten und schon auf die Herausforderung zu einem solchen die Todesstrafe gesetzt. Aber wenn zwei entschlossen sind, sich umzubringen, finden sie schon einen Weg dazu. Und das waren der Graf Wittgenstein sowohl als sein Gegner, der General Bernsdorf, als sie bei der Belagerung der Festung Olsh aneinandergereihten. Da sie nach dem Verbot des Königs ihr Duell nicht austragen durften, schlug der General seinem Gegner vor: Wir wollen uns auf eine Brüstung stellen und so lange dort stehen bleiben, bis einer von uns von den Kugeln des Feindes getroffen wird. Der Graf ging darauf ein und im Anmarsch der österreichischen Armee hellten sich die beiden Duellanten auf die Brüstung. Die eine Hand stütz auf die Hüfte gesetzt, blickten sie sich müde an, bis schließlich der Graf von einer Kanonenkugel getroffen und getötet wurde.

Unerwartete Folgen hatte ein Treffer, der im 18. Jahrhundert, als der Herzog von Verwid gegen die Portugiesen marschierte, auf die Portugiesen abgefeuert worden ist. Die Portugiesen waren damals sehr in Verlegenheit, wenn sie als Feldherrn an die Spitze ihrer Truppen stellen wollten. Um recht sicher zu gehen, wählte man endlich den heiligen Antonius dazu. Man zog ihm die Uniform eines Soldaten an, und indem man ihm an jedem Tage eine Uniform der nächsthöheren Charge anzog, hatte er es in ungeschickten Tagen bereits zum Generalfeldmarschall gebracht. Als solcher wurde er in einer Sänfte den Truppen vorangetragen, während die Truppen unter ihm einen Führer mit ungläubigem Mute voranmarschierten. Sie hätten auch den Sieg über ihren Gegner davongetragen, wenn nicht der erste Kanonenschuß, den die Truppen

des Herzogs von Verwid absenkerten, dem heiligen Antonius, den sie sich zum Anführer gewählt hatten, den Kopf weggenommen hätte. Das bestimmte die Portugiesen, den Kampf sofort abbrechen und sich zum Erkennen des Herzogs, der mit einem so schnellen Siege nicht rechnete, zurückzuziehen.

Ein unglücklicher Zufall war es, der das Leben des schottischen Königs Jakob II, vor dem Schloß Roxburgh, das der König mit seinen Truppen belagerte, endete. Jakob II, wurde nämlich in dem Augenblick durch das Breivieren einer aus seinen eigenen Geschützen stammenden Granate getötet, als die Belagerten sich ergaben.

Auch das Leben des Kanoniers Eberling, der am Nachmittag des 1. August 1914 den ersten Kanonenschuß des Weltkrieges auf die Munitionsmagazine in Belgrad absenkerte, nahm ein tragisches Ende. Eberling wurde nämlich kurz darauf als erster Oesterreicher durch eine feindliche Granate getötet.

DER PIMPF

Von Mathias Ludwig Schroeder

Zuerst war er kein Pimpf, der Paul, aber er mochte zwölf, dreizehn oder vierzehn Jahre alt gewesen sein, als ich ihn zum ersten Male mit einer Pimpfenmütze sah.

Er wohnte vorne, ich hintenheraus, und weil der Eingang zu unserm Wohnhause hinten hereinging, sah ich in der Folge auch, wenn er Kopfpelz und das gelbe Hemd trug. Meist kam er dann vom Dienst, oder er marschierte hin, — ich weiß es nicht, ich bestimme mich nicht um ihn. Denn Paul war ein Laufjunge, ein Maudi, und hatte jede Woche mindestens eine Fensterscheibe auf dem Gewissen. Wo etwas wackelte, da war auch Paul, wo ein anderer Junge aufschrie, hatte Paul einen zurechtgestrichen.

„Aus dem Fiegel wird nie etwas“, sagten die Nachbarn.

Ich glaubte das selbst; denn ich war früher genau so wie Paul.

Tagelang sah ich den Paul deshalb nicht, weil ich ihn nicht sehen wollte. Dann aber laute von unserm Stagenflur ein Ton durch alle Schlüsselöffner meiner Türen bis zu meinem Tisch. Der markenreichende Schall, so lang und klappernd wie eine Miesenglange, schlug mich im Stuhl gerade und warf mir die Mühe eine Handbreit auf dem Kopfe hoch —

Wieder der lange Ton, vom Flur in meine Zimmer gestochen, wo er an allen Ecken wie ein Echo ein paar Mal abprallte, mir auf Ohren und Stirne hämmerte und oben drein noch einige Klöße mitten auf den Kopf setzte.

Ein Elefant, der seinen Gegner antrampelt, kann nicht triumphaler tönen —

„S-a-a-a-a-a-a-a-a-a-a!“ schon wieder!

Mein Stuhl flog zurück, ich machte zwei Schritte, schlug die Türklinge herab —

Da aber hörte ich die andere Flurtür aufklappen. Gleichzeitig schimpfte Pauls Vater festig: Was daß du runter kommst! — Hier oben wird nicht gebastelt!“

Paul schien einige Schritte vor seinem Vater zu stehen. Ich hörte ihn auf die Treppe springen und hinunterpölkern. Dann aber setzte er wieder das Horn an und trompetete, während er zurückging, die Treppe noch weiter hinterherklapperte.

Ich setzte mich wieder hinter meinen Tisch, sah auf das Fenster, wo die Glühbirnen jedoch keine Durchsicht zuließen. Aber der grelle Trompetenklang von unten zwangte sich hindurch.

Mit der Schreibeerei war es aus. Wohl hatte ich den Federhalter in der Hand, wartete jedoch, bis das Gehörns unten verstummte.

Es verstummte auch nach Stunden noch nicht. Da zog ich mir Stiefel und Mantel an, band mir auch noch einen Schal um und schritt hinunter.

An der Haustüre überlegte ich, ob ich es wagen sollte, in diese störrische Kälte spazieren zu gehen. Dann suchte ich den Platz zu entdecken, wo das verfluchte Horn seine erschütternden Schreie ausstieß. Auf den Fußspitzen schlich ich mich an die Stelle, von denen jeder Hausbesitzer einen besatz, um Gartengeräte und Fahrräder unterzustellen.

„Feder seine eigene Bombe!“ Ungers Wahspruch.

Aber während er bedacht ist, den Balken zu lenken, verläßt er seinen Augenblick, heiter auszugehen.

Dreihundert Meter über dem Felde!

Es ist ein Feld der Ehre für ihn. Er ist der Mittelpunkt des heutigen Schauplatzes.

Schade, daß er mit Gudrun Castell kein Wort hat wechseln können. Zweihundertfünfzig!

Ist sie eigentlich noch mit Ravensleben verlobt? Aber liegt er nicht seit längerer Zeit an Typhus?“

Ruf im Werk

VON REINHOLD ROSCH

Der Sieg winkt nicht dem Ueberfassen, Dem Dünkel, der sich selbst gefallt. Ein Leben in der Arbeit schaffen Ist mehr, denn aller Glanz der Welt.

Gefegnet jede müde Hand, Gefegnet jeder Tropfen Schweiß, Daß Gott ein starkes Deutschland fand, Ein Volk, das sich zu schützen weiß.

Wie einem die Wiesen jetzt entgegenstrahlen! Dort das Karree, das ist kein Landungsplatz. Zweihundert!

Der Schirm pendelt. Das ist nicht gut. Man muß wieder das linke Band durchziehen. — Es ist fraglich, ob Ravensleben wieder aufkommt gegen ihn aufkommt!

Gudrun Castell ist sicher nicht abgeneigt, mit ihm nachher zu Abend zu speisen.

Haltung, Unger. Haltung! Was für Geschaukel! Uebrigens ist da gerade rechts von der Tribüne das Samitaisouto. Hundertdreißig!

Ein seltsames Summen, ein Wispern, ein Wimmeln kleiner Bewegungen schwillt auf: Das Publikum, das schwarzabunte, schwarze Gelle —

Ravensleben ist eben zur Zeit außer Gefecht. Soll Unger darauf Rücksicht nehmen?

Die Hochspannungsleitung — da, sie kommt näher — herumgerissen die Schnüre — Gott sei Dank — den Deibel auch — wir noch schöner.

Wo ist das Karree? Ja, dort — genau in die Mitte — den Gleitwinkel ändern — und schon die Fußspitzen nach unten biegen, die Knie rechtwinklig hochnehmen. Das wird ein Bild werden, ein Bild!

Gudrun schinden — ausziehen — so ist das Leben. Pech, guter Ravensleben.

Vielleicht kann er im Augenblick der Landung etwas von Gudrun sehen — vielleicht die silbernen Knöpfe des blauen Kostüms. Winkt sie nicht schon?

In diesem Augenblick legt er auf.

Klimmzug in den Galttauen. — Aber was ist das? Der Bodenvind! Er faßt ihn, schüttelt, schleppt ihn. Unger hat verstanden, den Fallschirm zu reffen!

In rasender Abwärtschleift er ihn über die Erde. Während will er sich wehren. Er zieht, schlägt um sich, stolpert, Kopf unten, Kopf oben, Kopf zwischen den Beinen.

Ein gedehnter Seufzer des Publikums! Mannschaften rennen und rufen.

Weiter geht die laufende Bodensabrie. Er kann nicht ausklaffen. Eine Handvoll Leinen jetzt — was nützt es — — das Auto.

Da peitscht es ihn gegen einen niedrigen Baum, speriges Strauchwerk. Es reißt das ganze Gesicht auf.

Das Angehener von Schirm liegt —

Als sich Unger nachher im Spiegel sieht, schüttelt er den Kopf. Einrück geschunden, Jamoh! geschunden! Umklänge, Klacker, Verbände.

Da läßt sich Gudrun Castell in seiner Kabine melden. Ihm wird schwindlig von ihrem Duft. Sie reicht ihm die Hand in weinrotem Leder.

„Ihr Freund Ravensleben wollte durchaus, daß ich Ihre Nummer sah. Mein Verleib, Herr Unger. Es ist doch nichts Böses?“ Er versucht sie anzusehen.

„Es war etwas sehr Böses. Es ist vorüber. Gehen Sie ihn!“

Verborgene Schätze kommen ans Tageslicht

Das ist schon mehr als einmal so gewesen. Man sieht bei einem Familienfest, das auf dem Bauernhof gefeiert wird, wieder mal zusammen. Da sind die Geschwister aus den Nachbarhöfen da, auch der Bruder aus der Stadt, und dann geht das Erzählen an von Vater und Mutter, von den Großeltern und einer weiß sich plötzlich zu erinnern, daß ja Großmutter immer besondere Briefe und Urkunden in der alten, eisenbeschlagenen Truhe aufbewahrt. Und dann kommt's: „Sagt die Truhe, wo steht die überhaupt? Wir haben sie doch alle noch gehabt. Sollte sie etwa oben auf dem Boden in einem vergessenen Winkel stehen und gar noch alte Urkunden in ihr zu finden sein?“ Das läßt dann keine Ruhe und dann hebt ein Suchen an. Durch alle Winkel gehts, in alle Ecken auf dem Boden, in die Futterkammer und in den Keller, und dann kommt auch die alte Truhe wieder zum Vorschein und nicht nur die. Da ist noch ein wunderbarer alter Eichenstisch, der achlos herumgeschoben hat, vielleicht auch ein alter Sekretär, von dem man gar nicht wußte, wie schön gemalt das edle Holz ist, und was sonst noch hat in die Verfassung münden müssen, weil neue Möbel, oft viel weniger haltbar und gar nicht recht ins Bauernhaus passend, ihren Anspruch geltend machen und ihr auf dem Land in fälliger Meinung glaubt, das „Moderne“ sei auch für euch „seitgemäßer“!

Wir wissen, daß gerade das Landvolk in seinen Bauernhäusern wahre Fundgruben besitzt, in denen alter, brauchungebener Hausrat zu finden ist. Und was bei einer Entdeckungsfahrt, die man mal im eigenen Haus und Hof unternimmt, alles ans Tageslicht gefördert werden kann, haben wir unlängst in einem Dorf erlebt. Eine Frau, die hier zu Gast weilt, äußerte den Wunsch, einmal das ganze Haus anzusehen, um zu wissen, wie es eigentlich gebaut sei. Dabei erlebten nun die Bewohner selbst die freudigsten Überraschungen. Die fälligen alten Möbel wurden entdeckt. Aber die fanden nun keineswegs hübsch färblich irgendwo beieinander. O nein, sondern überall, in der Futterkammer, und in den verschiedensten Ecken auf dem Boden fand man einzelne Teile, die aber dem Gast, der schon jahrzehntlang in der Volkstumsarbeit steht, auf den ersten Blick verrieten, um was es sich hier handelte. Da war z. B. ein wunderschöner, alter Barockschrank, der ihm selbste das „Kopft“! Doch bald fand man in einer andern Ecke eine schwere, aus einem Stück gearbeitete, wunderschön geschwungene Eichenkrone, die diesem Schrank gehörte. Mit einem feinen Gefährt, einem alten Sekretär, ging's nicht anders. Auch er stand irgendwo, Teile in der Futterkammer und später fand man den schmalen, dazugehörigen Aufsatz. Alle Möbelstücke aber waren mit einer dunklen Farbe überlackiert, unter der dann nach

Malen seinen Anfang. Doch zuvor war noch manches ausgebeizt worden. Da waren Ecken abgehoben, muskelt zum alten Schloß neue Schlüssel her und wir können euch bei dieser Gelegenheit verraten, daß es gerade auf dem Land noch Handwerker gibt, die wahre Künstler sind, unter deren Händen alles Leben gewinnt, weil sie selbst den Dingen so nahe sind, die ihnen nicht



Zeichnungen: Renate Riess

nur totes Material bedeuten. Da magst man denn auch den „alten“ neuen Schlüssel, der zum Barockschloß gehört, oder flücht die alten Schränke und Truhen zurecht. Und nun stehen im behaglichen Wohnzimmer wieder die bunt gemalten, prächtigen Möbel. Alte Familienbilder an den Wänden wundern sich auch, die Gefährten ihrer Tage nun wieder in ihrer Nähe zu sehen. Denn so ein Möbel ist ja nicht nur ein Ding an sich, es gehört auch zu dem Menschen, der es sich bauen ließ, gehört zum Heimatort der Stube. Und so wie in diesem Haus werden wir auch in allen andern Bauernhäusern an Hand

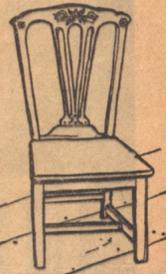
dieser Dinge praktische Familiengeschichte betreiben können. Wir leben z. B. am Charakter des Schranfes genau, aus welcher Zeit er stammt, und finden bald beim Durchblättern der Familiengeschichte auch die Frau, die ihn mit auf den Hof gebracht hat. Unter den wieder entdeckten Herrlichkeiten war auch eine schöne Niedermeieruhr, deren Alter man auf die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts schätzte. Später fand man diese Annahme bei genauer Untersuchung bestätigt und zwar durch eine Bleistiftzeichnung im Innern des Uhrwerks, womit die Besitzerin der Uhr kund tat, wann sie dieselbe bekommen und welcher Handwerker sie angefertigt hatte. Aber diese Notiz sagt uns ja noch viel mehr, das nämlich: Hier hatten die Menschen noch ein ganz anderes Verhältnis zu den sie umgebenden Dingen in ihrem Lebenskreis. Da wurde nicht irgendein Stück gekauft und hingestellt, sondern es gewann heimliches Leben, gehörte ganz mit in den häuslichen Kreis und jeder hatte seine Freude daran. Darum hegte man es auch mit besonderem Stolz. Und so soll es heute auch wieder sein. Nun aber noch ein Wort zu dem Bemalen selbst. Hier geht es um etwas anderes als nur „rot in blau mit Schwarz“. Hüte wir uns vor allem Rot, denn wir wissen zur Genüge, was „geschäftsähnliche“ Leute heute dem Landvolk gern als „echte Bauernmöbel“ aufdrücken möchten. Wir haben der Frau des Hofes beim Ausmalen der alten Schränke zugehört und wünschen gern vielen Menschen einen so praktischen Aufbaumunterricht. Vom warmen Braun, der als Grundton für die hier wiedergegebenen alten Möbel verwendet wurde, leuchten aus gelben Feldern bunte Feld- und Wiesenblumensträuße, entzückend art in den Formen und lebendig in ihrer Farbgebung. Wir sehen die glücklich gewählte Anordnung auf dem Bild mit den Feldern des alten Barockschranfes, der über dem Rahmen und der Jahreszahl noch ein wenig die Anlagelinen der wunderbar gestalteten, die aus einem Stück gefassten wurde, eine rechte Bildhauerarbeit. Die einzelnen Blumen sind so fein und art, daß man meinen könnte, im nächsten Augenblick neigten sie sich im wehenden Sommerwind. Auch das schöne Messingbarockschloß, das vorher mit dieser schwarzen Farbe übermalt war, ist deutlich zu erkennen. Bei weiterem Suchen hat man jetzt im gleichen Haus noch mal denselben Schrank gefunden, der nun auch noch in ein farbenprächtiges Kleid erhalten wird. Ein Sohn des Hofes, der noch nie, außer dem gewöhnlichen Zeichenunterricht in der Schule, irgend etwas Besonderes gemalt hätte, bekam Lust, auch mit den bunten Farben zu schaffen, als er manche Stunde, nachdem die Farbarbeit

17 Cath. Maria Aschhoffen 43



geschafft, dabei sah und zufah, wie die Möbel, die nun wieder in seiner Nähe leben, ihr buntes Kleid anlegen. Er ließ sich eine Note normalen auf einer alten Truhe, deren bunte Blauke er dann allein fertigstellte. Wir waren dann von dem Ergebnis wohl eben überaus nicht wie er selbst, so wunderschön war die Truhe geworden. Und nun wird er in Wintermonaten wohl manches Mal zu Binsel und Farbe greifen.

Der Schrank, zu dessen Schloß ein Dorfschmied einen wunderschönen Schlüssel anfertigte, zeigt in seinen gelben Feldern lauter Rosenranken und Sträuße, was von besonders das prächtige Mittelstück unsere Begeisterung weckt. Entzückend ist aber auch das Kinderbettchen, das mit seinen frohen Farben mit in diesen Kreis gehört. Das ist etwas anderes als ein glattes, weißes Metallbett. Vielleicht ist's gar aus Holz aus dem eigenen Bauernwald gefertigt. Es ist auch schon mehr, als hundert Jahre alt, war ursprünglich Wiege, aber dann hat es in der letzten Generation wohl Nähe bekommen und ist zum Bettchen geworden. Sollte der nächste, der in ihm seinen ersten süßen Schlaf schläft, ein Junge sein, ist ihm der Tulpenstrauß zugebracht, für ein kleines Mädchen aber ist das Herz am andern Ende mit der Rosenranke. Dazu gehören dann noch alte Stühle, von denen unsere Bilder einen zeigen. Auch an ihm erkennen wir ganz klar, daß unsere Väter wohl Sinn für Formenschönheit hatten.



Th. A. Herfeld

Spuk im Kinderzimmer

Von Franziska Otto

Kleefkin — wer ist Kleefkin? Der fünfte von sieben, der doppelten Namensverleinerung einerseits entspricht andererseits seine Liebeslebensgröße! — Also Kleefkin hat zum Geburtstag eine allerliebste Eisenbahn bekommen. Gegenstände stehen sich ja bekanntlich an, und so ist diese Bahn so winzig, wie er gewaltig ist. Und so echt ist diese Bahn! „Geh! ich doch der Traum jedes Jungen!“

Die Sache muß aber noch echter werden! Und so sitzt Kleefkin in seiner schulfreien Zeit und entwirft Schienenanlagen für sein Wägenchen. Da er auch am Familientisch dieser Zeitungsbeilage, hat er bald Ratgeber und Helfer in reicher Auswahl, denn das männliche Element im Hause überwiegt. Bald ist die ganze Freiheit nur noch Wägenchen und Schienen, sogar die Motorradgeschwindigkeit, die uns minderjährige weibliche Familienmitglieder mitunter fast zur Verzweiflung bringen, sind für eine Weile verdrängt. Dann aber wird es auf einmal merklich leer im Kinderzimmer. Dafür löst aus dem Kinderzimmer Sägen, Feilen und Sämmern, und als ich einmal neugierig den Kopf zur Tür herein stecke, da ist bereits der größere Teil meiner Eöhne mit dem Bau von Wägenchen beschäftigt, unter ihnen der Älteste, der die Kinderstube schon auf ein Jahrzehnt ausgemessen hat! — „In jedem Manne ist ein Kind, das will spielen!“

Ja, ist's denn ein Spiel? Wenn man den Verhandlungen und Beratungen folgt, dann könnte man meinen, hier würden wirkliche Bahntrecken gebaut, die von ungeheurer Bedeutung für die Welt wären! Doppelte und dreifache Weichen entstehen, die ihren Erbauern schweres Kopfschmerzen verursachen. Mein ebenso auf gemeiner wie sicher auch laienhafter Vorschlag, das Wägenchen doch mit der Hand von einem Gleis zum anderen zu heben, wird zwar in lebenswüthiger Tonart, aber doch deutlich abgelehnt mit einem „Das verstehst Du nicht!“ Doch, ich verstehe es, sehr gut sogar. Und ich habe auch meine helle Freude, als das Werk dann endlich vollendet scheint. Auf einem langen Tisch sind Schienen und Weichen aufgebaut (sonst kann man doch nicht gleich waspaalen!) aber einsam und verlassen steht das Wägenchen im Güterbahnhof, denn Schule und Beruf fesseln die kühnen Erbauer.

Und doch ist mirs, wie ich über meine Arbeit gebeut habe, als hätte ich das Wägenchen fahren und die Weichen lenken. Das kann doch nicht sein! Ich habe wohl in der Totenstille des Vormittags Gehörshalluzinationen. Solchen Dingen muß man sofort auf den Grund gehen! Ich erhebe mich also und gehe hinaus!

Da — ich traue meinen Augen kaum — steht Vater über den Tisch gebeugt und schielt das Wägenchen über die Schienen, klickt mit vorsichtigem Finger die Weichen, fop-pelt Wägen an und ab und ist so vertieft, daß er mich nicht einmal bemerkt!

Eigentlich ist er ja Philosoph und Dichter und sollte jetzt lieber am Schreibtisch sitzen und seine zahlreichen Romane ernähren! Aber die Gelegenheit ist so günstig, alle Jungen weg und keiner kann ihn verjagen!

„In jedem Manne ist ein Kind“ — liebe Leute, ich glaube, in Vater stecken zwei!

Vorbereitungen für die Reise



K 8252, Praktisches Reisenfeld in Wulstform, Rod u. Bluse sind extra gezeichnet. Aufgel. Zeichnen. Großer Ultra-Schnitt I, Gr. 17, I.

M 2817, Welter Sportmantel im Raglan-Schnitt mit sehr neuen Zeichnen und hochsch. Stragen. Großer Ultra-Schnitt in Größe I u. II.

M 2816, Schürpmantel in getaber Form mit Wulststragen und großen aufgestellten Taschen. Großer Ultra-Schnitt I, Gr. I, II, III.

S 1748, Praktisches Reisenfeld mit Welle, Jacke und Bluse aus dem gleichen Material. Großer Ultra-Schnitt in Größe II, III, IVa.

M 2815, Jugendlich und kleidlich ist dieses Kostüm m. d. einfarbigen Jacke u. d. gemusterten Rod. Gr. Ultra-Schnitt I, Gr. 17, I.

Das Wetter wird nun doch so verlockend, daß schon die ersten Reisepläne aufstehen. Wenn auch noch ungewiß ist, wohin die Fahrt geht, so beschäftigt uns auf alle Fälle die Frage, wie unsere Reisegepäck aussehen soll. Denn wir wollen belagerten Frischheit und gut ausgerüstet sein. Wichtigster Bestandteil der Ausstattung ist sicherlich ein schöner, praktischer und bequemer Mantel. In dem modernen, leisen Schläger, den man über dem Kostüm ebenso angenehm tragen kann wie über dem Kleid, macht uns die Mode ein ausgezeichnetes Angebot. In großem, groß-kariertem Wollstoff wirkt er nicht weniger vorzüglich als in dem weichen und mulligen Kamelhaarstoff. Recht grobe, flotte, aufgeweckte Falten sichern ihm den sportlichen Charakter, der für den eleganten Reiseanzug ganz selbstverständlich ist, wie auch das einfache Wollstoff in seiner richtigen und zweckentsprechenden Art sich stets bewähren wird. Eine hübsche und neue Anregung bringt uns die Mode in dem dreiteiligen Kostüm, das außer Rod und Jacke noch eine kleine, taillierte Weste zeigt. Die anmutige Wirkung liegt in der farblichen Zusammenstellung. Die Jacke und Weste wäscht man in hellem Material, den Rod in dunkler Färbung. Vor allem wäre noch ein geschickter Hosenrod zu empfehlen, der bei jeder Wanderung und bei manchem Sport die besten Dienste leistet. Er stellt sich in so vorteilhafter, neuer Nachart vor, daß er sich, wenn noch die Bluse aus dem gleichen Stoff gefertigt wird, kaum von einem reitenden Sommerfeld unter-scheidet. Mit diesem hübschen und gewählten Anzug kann höchsten noch das Wulstband konkurrieren, das neben seinen sportlichen Vorzügen auch noch die schicke und jugendliche Art bewahrt. A. A.



Schnittmuster sind zu erfragen: Schriftleitung „Der Führer“, Lammstraße 1b (Sekretariat).



der Entfernung die wunderschönsten Barockmiesing-schlösser zum Vorschein kamen. Wie sehr haben sich wohl die alten Möbel gemindert, als sie aus ihrem langen Schlaf nun mit einem Male wieder ans Tageslicht geholt wurden. Und nicht nur das! Sie wurden gründlich abgebeizt, alle unschöne Farbe mußte verschwinden und dann nahm ein fröhliches

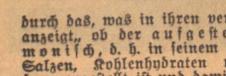
Harmonische Ernährung

Wo heute Fragen über neuzeitliche Ernährung auftauchen, entbrennt meist ein heftiges Für und Wider, ein regelrechtes Auseinander-Setzen! D. h. die einen bleiben aus Bequemlichkeit auf dem gedankenlos Dergebrachten stehen, die anderen gehen in ihrer einseitigen Erneuerungslust — auf jeden Fall für die Allgemeinheit — zu weit. Dabei hat nur der allein a l l e n etwas zu sagen, der hier die goldene Mitte trifft: A u s g l e i c h zu schaffen mit einfachen, jedermann zugänglichen Mitteln! Theoretische Regeln sind da gewiß eine große Hilfe, weit mehr ist es aber die übersichtliche, spielend-leichte Darstellung:

Die „Deutsche Ernährungslehre“ (Müller'sche Verlagshandlung, Dresden, „Uhr“ — 75 RM., Broschüre — 50 RM.), erdacht von Dr. Margarethe Rothnagel, Sachbearbeiterin im Hauptamt für Volksgesundheit. Dieser praktische Ratgeber ist eine kleine, dreiblehige Tafel, die uns durch das, was in ihren verschiedenen Fenstern erscheint, anzeigt, ob der aufgeschaltete Nahrungplan harmonisch, d. h. in seinem Verhältnis von Eiweiß, Fett, Salzen, Kohlenhydraten und Vitaminen richtig zusammengestellt ist und damit die größtmögliche Aufbau-

arbeit leistet. Oder ob wir, um diesen Wert herauszuholen und um Schädigungen zu vermeiden, noch ändern, umstellen oder Auszubehendes hinzufügen müssen. Warnend erscheint in Rot das Juviel oder Juvonig und zugleich lesen wir den „Vorsicht! auf Güte“ ab. Dreißig Beispiele, alle der „normalen“ Küchenführung entnommen, werden hier analysiert und durch erkaunlich einfache Mittel im wahren Sinne des Wortes m u n d g e r e c h t gemacht. Diese in die Augen springenden Ratsschlüsse werden noch ausführlicher erläutert durch die kleine Broschüre: „Harmonische Ernährung für wenig Geld durch gesunde Kost“, ebenfalls von Dr. Margarethe Rothnagel (im selben Verlag erschienen).

Kein Rezeptbuch, sondern die Verfasserin sieht es als ihre Aufgabe an, all den für unsere Ernährung Verantwortlichen grundlegenden Erkenntnisse über Nahrungs-aufnahme und Verteilung darzulegen. Auf diesem Grundlegenden benützt sie als Vorber weiterzubauen, muß die Freude jeder für das Volkswohl bedachten Ernährungslehre sein! Es ist der Reiz dieser einfachen, einleuchtenden Hinweise, daß sie wertvolle Anregungen bieten, ohne an ein System zu binden. Der Anfang der kleinen Schrift fällt nun einmal zusammen: Zweckmäßige und ungewöhnliche Zusammenstellung von Lebensmitteln; eine Tabelle, die wir jederzeit griffbereit haben sollten, wir, die Hausfrauen ebenso wie die Leiter von großen Anstalt- und Lagerstätten. Carola Landstiftel.



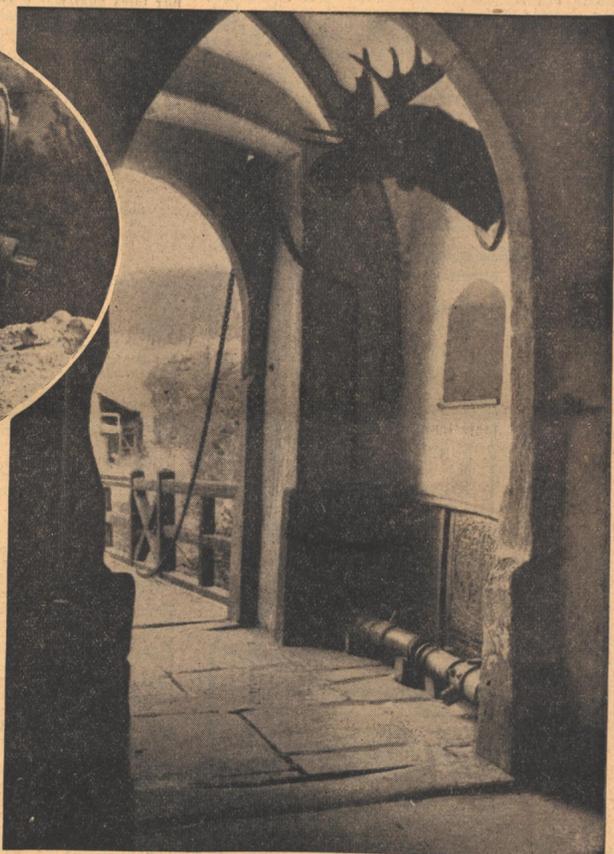
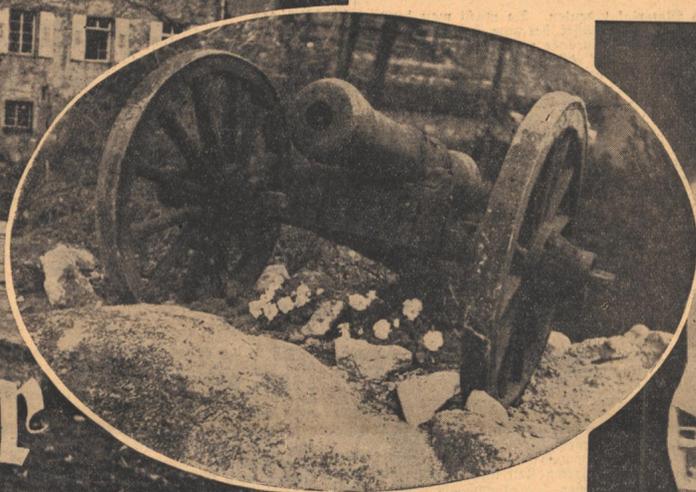
SAISON



Schloss Neuweier



Ziehbrunnen und Turmeingang im Innenhof



Blick aus dem Haupteingang

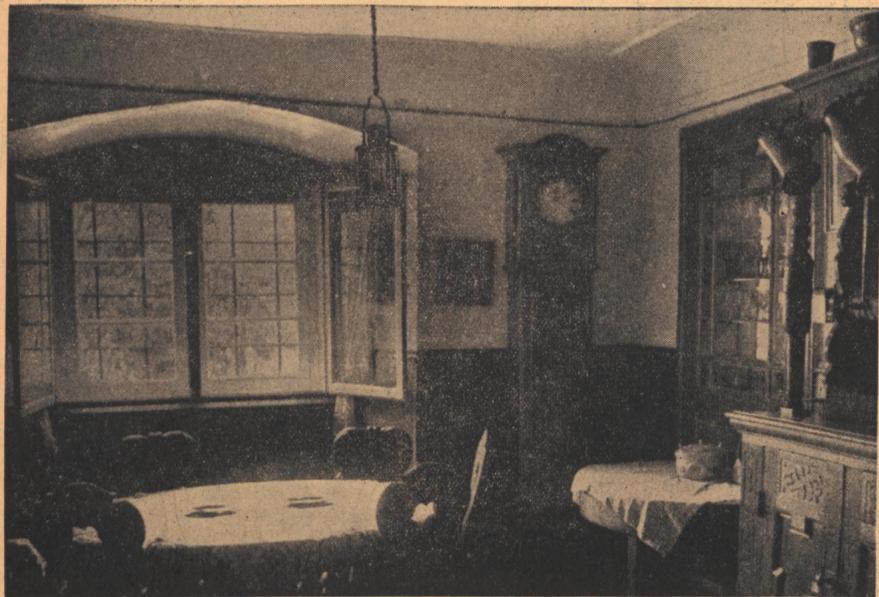
Durch den kürzlich eröffneten mittelbadischen Weinpfad von Offenburg über Durbach nach Oberkirch und weiter durch das Rebgebiet über Bühl nach Baden-Baden, werden uns Naturgebiete erschlossen, die uns schon durch die Spitzenweine unserer badischen Weinkarten dem Namen nach lange bekannt sind. So führt der Pfad auch unmittelbar an dem Neuweierer Mauerein vorbei und der Wanderer wird überrascht sein, wenn er in dem Tal der Steinbach bei dem Dorfe Neuweier plötzlich dem trutzigen Schlosse Neuweier gegenübersteht. In der Regel sind derartige Besitzungen nicht zugänglich, aber ein Schild „Schloßschänke“ kündigt uns, daß wir willkommen sind. In dem Vorhof, der als Gutshof ausgebaut ist, parken rassige Gäste-Autos und nehmen keine Notiz von den auf sie gerichteten altmodischen kleinen Kanonen. Ein Steg führt über den Graben zu einer Zugbrücke, die den Zugang zu der ehemaligen Wasserburg wehren kann. Wir treten über die Zugbrücke durch das Haupteingangstor, über dem ein Wappenschild uns die Zahl 1548 nennt, in den kleinen Vorhof des Schlosses und stehen einem Ziehbrunnen, der heute noch Wasser gibt, und dem Eingang eines Turmes gegenüber, in dem eine Wendeltreppe die einzelnen Stockwerke verbindet. Hier werden wir durch die Schloßherrin empfangen, die uns in liebenswürdiger Weise durch die meisten Räume führt und uns neben stilvollen Zimmern mit seltenen Bildern und Kunstgegenständen, einem eigenartigen Jagdzimmer, alte Bauereinrichtungen und Gegenstände, eine sehr umfangreiche

Waffensammlung, Römerfunde, und vor allem eine sehr wertvolle Bibliothek zeigt.

Aus den Urkunden der Bibliothek ist das Schloß schon im 13. Jahrhundert nachweisbar, das damals schon eine mehrstöckige Wasserburg war. Auch die berühmten Herren von Dahlberg, die sich der besonderen Gunst des deutschen Kaisers erfreuten und das Recht hatten, stets als erste vor ihrem Kaiser zum Ritterschlag niederzuknien, waren Herren von Neuweier. Das Archiv offenbart uns weiter das Schicksal des Schlosses und seiner Bewohner während der verschiedenen Kriege, von den Nöten des Dreißigjährigen Krieges und vor allem dem französischen Mordbrennerkrieg im Jahre 1689/90, bei dem wertvolle Inneneinrichtungen vernichtet und der nördliche Flügel des Schlosses durch Brand zerstört wurde.

Was nun Neuweier so bekannt macht, sind seine erstklassigen Weine. Es ist auch hier sehr gut möglich, daß die ersten Weinstöcke von den Römern gepflanzt wurden, als sie ihre Besitzungen noch in Baden-Baden hatten. Die jeweiligen Schloßherren, bis auf den heutigen Tag, haben den Weinbau in jeder Weise gefördert. Die unteren historischen Räume des Schlosses und im Sommer auch ein Teil des unteren Schloßgrabens, sind in neuerer Zeit als Schloßschänke eingerichtet worden, wo wir als Abschluß uns mit einem Glas des edlen Mauereines von der liebenswürdigen Schloßherrin verabschiedeten.

Karl Geschwindner.



Ein Schänkezimmer des Schlosses Neuweier



Blick in die berühmte Schloßbibliothek

Aufnahmen: Geschwindner

Am 7. Mai 1919 zu Versailles:

„Ich unterzeichne nicht!“

Graf Brockdorff-Rantzau rettet in der Stunde der Schmach Deutschlands Ehre

Vor 20 Jahren wurden in Versailles dem Grafen Brockdorff-Rantzau jene schmachvollen Friedensbedingungen übergeben, die nicht ein Vertrag zur Liquidierung des Krieges, sondern ein Diktat zur Bestrafung des Schuldigen sein sollten. Vom Augenblick der Übergabe an hat der deutsche Delegierte diesem Entwurf ein unerschütterliches „Nein“ entgegengesetzt.

Ulrich Graf Brockdorff-Rantzau, Top des Diplomaten alter Schule, fäulterlicher Gesandter am dänischen Hofe, der Mann, der vom 9. November 1918 einmal gesagt hat: „An diesem Tage wurde ich Kaiser...“, erhält in den ersten Desembertagen des Jahres 1918 eine Anfrage des Volksbeauftragten Philipp Scheubemann, ob er bereit sei, als Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Deutschland vor der Welt zu vertreten.

Seine Antwort auf dieses Schreiben verrät bereits die Haltung, die er später, solange er diesen Posten innehatte, eingenommen hat und enthält die Bedingungen, deren Erfüllung für ihn die Voraussetzung zur Annahme des Postens bilden.

Er fordert die Herstellung von Ruhe und Ordnung, eine Ausgestaltung des Einflusses der Arbeiter- und Soldatenräte, Sicherung der Wirtschaft. Ueber die kommenden Friedensverhandlungen sagt er:

„Ich muß wissen, ob ich unter Umständen, das heißt, wenn die Friedensbedingungen, die uns die Feinde diktieren werden, so ausfallen, daß sie eine auch nur annähernd menschenwürdige Existenzmöglichkeit für das Volk ausschließen, ermächtigt wäre, meine Unterschrift zu verweigern.“

Die „Volksbeauftragten“ widersetzten sich nicht; nach seiner Ernennung kann daher am Weihnachtsabend des Jahres 1918 Graf Brockdorff-Rantzau noch in Kopenhagen einem Journalisten erklären:

„Ich mache mir keine Illusionen über die ungeheuren Schwierigkeiten, die mich in meinem neuen Amte erwarten. Was mir aber die Kraft und Zuversicht gibt, ist mein unerschütterlicher Glaube an das deutsche Volk und seine Zukunft.“

Die erste und vornehmste Aufgabe, die meiner harrt, ist die Herbeiführung eines Rechtsfriedens.“

Am 7. Mai zu Versailles...

Als Graf Rantzau mit seiner Delegation zur Uebernahme der Friedensbedingungen in Versailles eintrifft, drängen sich Scharen von Gaffern um diese Gruppe Deutscher. Mut und Haß tritt ihnen entgegen, man will die Männer sehen, die fünf Jahre lang in Wort und Schrift als „hoches“ gekennzeichnet wurden, man will die Besiegten sehen...

Hier aber erscheint kein Erzberger, kein Mann, dem jene schmachvollen Worte im Gesicht geschrieben stehen: „Wir müssen alles unterzeichnen...“ Hier kommt ein Edelmann aus altem Geschlecht, aufrecht in Gang und Haltung, mit ernstem und festem, undurchdringlichem Blick, ruhige Gelassenheit in jeder Geste.

Sein Auftreten bei der feierlichen Uebergabe der Friedensbedingungen führt bereits zu einem Zusammenstoß.

Durch eine Seitentür hat man sie in den Trianonpavillon geführt, in dem sich nun am 7. Mai das schmachvolle Schauspiel vollzieht, das aller Welt zeigen soll, wie man die Schuldigen aburteilt.

Vorn sind in prächtigen Wagen die Grafen der Siegermächte vorgefahren, Clemenceau, Lloyd George, Wilson und wie sie heißen. Ehe der Sekretär der Konferenz, Dutaft, dem Grafen die Bedingungen überreicht, schneidet Clemenceau seine baherfüllten Sätze der deutschen Delegation entgegen:

„Die Stunde der Abrechnung ist da! Sie haben uns um den Frieden gebeten, wir sind geneigt, ihn zu gewähren.“

Als Clemenceau geendet, hebt Graf Brockdorff-Rantzau den Arm — er will sogleich auf die in französischer Sprache gehaltenen Rede erwidern. Man weist ihn zurück: „Ersch die Ueberleber.“

Rantzau martet. Inzwischen legt Dutaft die Bedingungen vor ihm nieder, der Graf schiebt den Pergamentband beiseite, er blättert das Buch nicht auf.

Endlich ist die Ueberlegung beendet, alle Augen wenden sich dem Deutschen zu. Graf Brockdorff-Rantzau blickt durch seine Hornbrille in ein vor ihm liegendes Manuskript, verneigt sich leicht, wie zum Zeichen, daß er jetzt sprechen wird und — beginnt. Er spricht leise mit ruhiger harter Stimme seine Erwiderung vor.

Fast mehr noch als seine Sätze hat diese Haltung die Vertreter der Feindmächte empört. Man hat versucht, ihr die verständlichen Deutungen zu geben. Aber heute weiß man, daß diese Haltung einer reiflichen Ueberlegung entsprang.

„Wir sollten wie die Angeklagten erscheinen“, sagt er. „Ich oder wollte ihnen durch mein Auftreten beweisen, daß wir nicht gekommen sind, um als Angeklagte einen Urteilspruch anzuhören, sondern um über die Bedingungen des Friedens zu verhandeln.“

So war dieses demonstrative Sitzenbleiben ein wirkungsvolles Unterzeichnen jener Sätze, mit denen er dem Clemenceauschen Hofganges entgegensteht:

„Wir wissen, daß die Gewalt der deutschen Waffen gebrochen ist. Wir kennen die Macht des Haffes, der uns hier entgegentritt, und wir haben die leidenschaftliche Forderung gehört, daß die Sieger uns zugleich als die Ueberwundenen zählen lassen und als Schuldige bestrafen wollen.“

Es wird von uns verlangt, daß wir uns als die Alleinschuldigen am Kriege bekennen. Ein solches Bekenntnis wäre in meinem Munde eine Lüge!“

Verrat in der Heimat

Jetzt liegen die Bedingungen in deutscher Uebersetzung, die in feierlicher Nachtarbeit angefertigt ist, vor ihm. Sie überreichen in ihren mahnwichtigen Forderungen alle Befürchtungen. Soll man sofort abtreten...?

Graf Rantzau bleibt. Nach reiflicher Ueberlegung entschließt er sich, auszusparen und alles zu verlassen, um in mündlicher Verhandlung dem zerbrochenen Vaterlande einen Frieden zu sichern, der annehmbar ist.

Note auf Note geht ab, auch wird versucht, vertrauliche Beziehungen anzuknüpfen, immer wieder ruft er hinter sich dem Wall der Feinde, die auf das Echo ihres Hofganges lauern:

„Unannehmbar!“

Es ist das Schicksal des Grafen gewesen, daß er sich in Versailles in einer „damned

isolation“ befand. Er war überzeugt, daß der Friede hart werden würde, aber er war ebenso der unerschütterlichen Meinung, daß der Feindbund, wenn er auf einen energischen Widerstand und eine geschlossene Abwehrfront trafe, sich bereit finden würde, über die Bedingungen mündlich zu verhandeln. Tatsächlich gelang es ihm, die Abstim-mung für Oberhessen, das völlig abgetrennt werden sollte, durchzusetzen und somit ein teilweises Verbleiben dieses urdeutschen Landes beim Vaterlande zu sichern.

Da erhält die Entente von ihrem Berliner Vertrauensmann, einem Professor, der am Abend zuvor mit Erzberger und Scheubemann gesprochen hat, ein Telegramm. „Nicht nachgeben! Deutschland wird unterzeichnen!“ Während in Versailles „an der Front“, die deutsche Delegation in zähem Ringen um einen Rechtsfrieden lag, waren in der Heimat die Kräfte der Zerlegung unermüdet am Werk: „Wir müssen unterzeichnen, sonst kommen die Schwarzen und schänden unsere Frauen und Kinder“, warnten sie, „wir müssen alles zugeben, dann werden sie uns verzeihen!“ Noch ehe die deutsche Delegation davon weiß, erfahren von solchen Säben deutscher „Staatsmänner“ die Feindmächte. Und als sie merken, daß die Einheit des Vaterlandes gebrochen ist, heißt Rantzau auf

Granit. Er reißt ab — Steine fliegen seinem Wagen nach.

Die Feigheit triumphiert

Am 17. Juni 1919 trifft er in Weimar ein. Noch in der Nacht hat die Delegation ein ausführliches Memorandum festgelegt, mit dem sie der Nationalversammlung und dem ganzen Volk beweisen will, daß dieser Friede unannehmbar sei, und das in den Worten Rantzaus gipfelt:

„Wir unterzeichnen weder unser Todesurteil noch die Aberkennung unserer Ehrenrechte.“

In Weimar triumphiert der Geist der Schwäche.

Feigheit und Flige, Unsicherheit und Intrigenspiel haben den Boden bereitet, auf dem sich der Schritt zur Unterzeichnung der Bedingungen vollziehen wird. Brockdorff-Rantzau erkennt: der Widerstandswille des Volkes ist durch die neuen „Führer“ nicht angefaßt worden, er ist gebrochen.

Als er auf dem Sterbebette lag, hat dieser aufrechte Mann seinem Zwillingenbruder noch gesagt:

„Ich sterbe gern — ich bin ja schon in Versailles gestorben.“

Wir aber wissen: Graf Brockdorff-Rantzau unterlag zwar, denn Deutschland war uneins. Aber der damalige Führer der deutschen Friedensdelegation hat auch in jenen schweren Stunden, da Haß und Siegesübermut triumphierten, der Welt nicht das Bild feiger Untertänigkeit gezeigt.

Sie haben in Versailles, daß auch das besiegte Deutschland Männer hatte, die alle Zeit aufrecht für Frieden und Recht eintraten, und die sich durch keine Gewalt zwingen lassen, einem Werke auszustimmen, das kein Vertrag zur Befriedung der Welt, sondern ein Diktat des Hasses war.

Schach

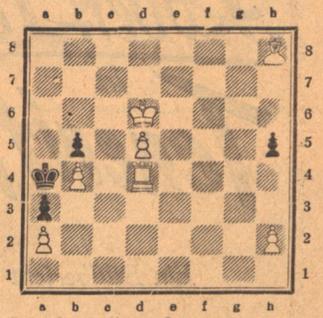
Leitung: Badischer Schachverband, Theo Weisinger, Durlach

Folge 19

7. Mai 1939

Aufgabe Nr. 19 von Walter Dieterich, Gagganau

Urdruck



Weiß: Kd6, Td4, Vb8, Ba2, b4, b5, b2. (7) Schwarz: Kd4, Ba3, b5, b5. (4)

Matt in 4 Zügen

Unsere heutige Aufgabe ist die Arbeit eines noch nicht sehr lange Schach spielenden Löfers unterer Schachpalste. Die Idee des Problems ist von ihm gut dargestellt worden.

Wer hat richtig gelöst?

Lösung der Aufgabe Nr. 8 von E. Böbel (Bd.: Kd4, Td6, Vb8, Vb2, a2; Sch.: Kb4, Vc6, g8, h6, Dreizüger): 1. Tg6-g8 h6-h5 2. Sc8-a7 ufw. oder 1... Kd5 2. Sc6+ ufw.

Lösung der Aufgabe Nr. 9 von W. Becker (K.: cl, Tc8, g5, Vb8, Vb3, f3; Sch.: Kc8, Vd4, f4, Dreizüger). Diese Aufgabe wurde als echter Funder bezeichnet, um die Löser zu kritischen Betrachtungen darüber zu reizen. Dies ist auch gelungen, wie aus verschiedenen Einsendungen hervorgeht. Am ersten Tag überschreitet der Funder wohl ein feilisches Feld (h6), das aber kein Sperrefeld ist, sondern im nächsten Zug von dem Käufer besetzt wird, um den Vd4 zu festeln. Auch ist nach dem 1. Zuge von Schwarz keine Botstellung erreicht, so daß Weiß im 2. Zuge durch Verstellung wieder für Zugmöglichkeit sorgen muß.

Lösung: 1. Tc8-cl Kd8 2. Vb8-c5 ufw. bzw. 1... Kf3 2. Vb6 ufw.

Lösung der Aufgabe Nr. 10 von D. Minner (Bd.: Kd5, Td8, Vc1, Sc8, Vc2, f5; Sch.: Kd7, Td6, Vc8, Vc7, h6, f7, Vierzüger). Um der Aufgabe alle Merkmale des Funders zu geben, müßte der weisse Käufer auf h6 stehen, damit er im 1. Zuge das kritische Feld d4 überschreiten würde.

Alle 8 Aufgaben wurden richtig gelöst von: Dr. Daehn, Franz Brühl, Robert Hilber, Erwin Dabicht, Georg Hoffmann, E. Knoll, Richard Vercé, Oskar Kuthardt, Schöne Klaus Schmidt, Emil Ertle, Willi Müller, Franz Wenz, Karlsruhe; Fr. Stein, Wöflingen; L. Dallinger, Dürmersheim; Karl Ernst, Michelbach; Kurt Ammel, B. Adern; A. Müller, Eberbach; M. Metter, Hornberg und Walter Dieterich, Gagganau.

Nr. 8 lösten richtig: Joch Padle, Carl Großgarten, Karlsruhe; R. Pohage, Haslach und Karl Göt, Strümpfbrunn.

Nr. 9 lösten richtig: Klaus Allers, Ettlingen; G. Burgmann, Tübingen; August Dörtinger, Karlsruhe.

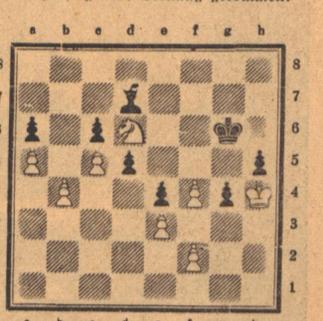
Nr. 10 löste richtig: Dr. Mayer, Aßern.

Nr. 10 löste richtig: Dr. Mayer, Aßern.

Sämisch als Blindspieler

Zu den besten Blindspielern d. L. ohne Ansicht des Brettes zu spielen, gehört ohne Zweifel Meister Sämisch. Kürzlich gab er in Amsterdam eine Vorlesung an 10 Brettern, wobei er 7 gewann, 2 remis machte und nur eine Partie verlor. Bei einer Partie behandelte er das Endspiel so präzise, wie es am Brettes lebend nicht besser hätte behandeln können.

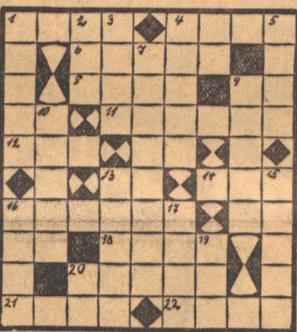
(Gegen den Holländer Kleefstra (Schwarz) war es zu folgender Stellung gekommen:



Es geschah: 1. f4-f5+! Vb7:1 2. b4-b5! c6:b5 3. c5-c6! Vb5-c6 4. Sc6:b5! Kg6-f7 5. Sc5-c7! Vc6-c8 6. Sc7:b5 Kf7-e8 7. Sc5-c6 Kc8-b8 8. Sc6:c8 Kd8:c8 9. Kd4:b5 Kc8-c7 10. Kd5:g4 Kc7-c6 11. Kd4-f4 Kc6-b5 12. Kf4:e4 und Weiß gewann.

Köpfchen! Köpfchen!

Kreuzmörtel



Waagrecht. 1 Palmgewächs, 4 südamerikanisches Nuttier, 6 Wind, 8 Kiefer einer Baumart, 9 Abkürzung einer Gesellschaftsform, 11 Kirchenbau, 12 Feuertier, 14 englischer Braumwein, 16 weiblicher Vorname, 18 Farbe, 20 Säugetier, 21 Steintopfenprodukt, 22 Möbelstück.

Senkrecht. 1 Gewichtseinheit, 2 Teil des Baumes, 3 altgriechische Philosophenschule, 4 Musikinstrument, 5 Sinnesorgan, 7 weiblicher Vorname, 9 Meer zwischen Bafan und Apenninhalbinsel, 10 Fußhebel, 13 Nuttier, 15 Tageszeit, 16 Traubenfaß, 17 Nebenfluß der Donau, 19 mittelalterlicher weiblicher Vorname.

Langer Einkauf

Nach der Ernte ging ich Ueber die zwei Leben. Es ist schon war's, am Himmel zog sich hin das Ganze.

Umtausch erwünscht

- a. 1. Pflanzenteil, 2. Tierischer Stoff, 3. Nagetier, 4. Stück Land, 5. Zugtier, 6. Getränk, 7. Weibliches Wesen, 8. Teil von Gebäuden, 9. Kirchfest, 10. Entwurf, 11. Mückentier, 12. Baumart. b. 1. Schmackhafter Fisch, 2. Baum, 3. Gebäude, 4. Farbstoff, 5. Vorname, 6. Nahrungsmittel, 7. Bezeichnung, 8. Körperteil, 9. Namen, 10. Soldat, 11. Baum, 12. alte Stadt.

Es sind 12 Wörter zu suchen von der Bedeutung unter a. Von jedem Wort ist durch Umtausch des Anfangsbuchstabens ein anderes Hauptwort zu bilden, dessen Bedeutung unter b angegeben ist. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b ergeben im Zusammenhang gelesen den Namen eines deutschen Philosophen.

Silberrätsel

a - bad - bal - bo - bi - do - e - e - e - ein - eu - fall - fe - foj - ga - ge - in - fa - fi - len - li - lo - ma - mit - mu - nat - ne - nen - ni - ni - nom - o - o - vi - re - ri - ris - ros - sa - tel - ti - ton - ter - tor - tung - vt - wari

Aus diesen 47 Silben sind 17 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden:

- 1. Staatliches Gut, 2. geographische Bezeichnung, 3. pflanzlicher Gedanke, 4. italienischer Freiheitkämpfer, 5. Pflanzteil, 6. altägyptischer Gott, 7. weiblicher Vorname, 8. Stadt in Griechenland, 9. sommerliche Gesundheitsmaßnahme, 10. Mitglied einer Fußballmannschaft, 11. Viehdiebstahl, 12. sehr seltenes Tier aus der Romanegegend, 13. Schutzhut, 14. Zugtier, 15. australische Straußenart, 16. Kriechtier, 17. Staat in Südamerika.

Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben im Zusammenhang einen Ausspruch des altgriechischen Weisen Konfuzius. (Es gilt als nur 1 Buchstabe.)

- 1. _____ 2. _____ 3. _____ 4. _____ 5. _____ 6. _____ 7. _____ 8. _____ 9. _____ 10. _____ 11. _____ 12. _____ 13. _____ 14. _____ 15. _____ 16. _____ 17. _____

Wer hat richtig erraten?

Kreuzmörtelrichtig. Verrückt: 1. Eichel, 2. Ar, 3. Schmid, 4. Karau, 1. Ar, 6. Ortes, 7. Lb, 8. Eitelob, 9. Demberger, 10. Del, 14. Rorps, 15. W, 16. Niehl, 17. Lhaar, 18. He, 19. Elter, 20. Res, 22. Ht. — Waage: 7. Kerse, 9. Karro, 11. Drais, 12. Mabel, 13. Zebender, 14. Sarsirute, 20. Fato, 21. Gneis, 23. Spopr, 24. Kachel, 25. Sol 26. rar. Silberrätsel. 1. Dnamit, 2. Atlas, 3. Einpaleford, 4. Bolebal, 5. Eide, 6. Serentismus, 7. Turban, 8. Gerische, 9. Nodob, 10. Kafeite, 11. Orsel, 12. Malgans, 13. America, 14. Rodegeb, 15. Grutefel, 16. Strohob, 17. Gohant, 18. Kassenfunde. — Die besten Romane (schreibt das Leben fest). — Die besten Romane (schreibt am Oberbein: Wartgraf Hart Wilhelm. (Gründer Karlsruhe.) Buchstabenrätsel. Kojitopi, Kojitopi, Kojitopi.

BRIEFMARKENECKE

Die Technik der Briefmarke

3. Kleine „philatelistische“ Farbenlehre

Das heikelste Gebiet der Philatelie — von Fälschungen abgesehen — ist die mehr oder weniger zutreffende Farbenbezeichnung der Postwertzeichen. Ob graublau, grünblau, dunkelgrau, feingrau, grau, bräunlich, lila usw. — absolut einwandfrei lassen sich die Farben eigentlich nur bei postfremden klassischen Marken feststellen. Sobald sie gebraucht wurden, sind durch Waschungen, unsachgemäße Lagerung und Pflege, Temperaturschwankungen, Licht und Zerlegungserscheinungen im Laufe der Jahrzehnte so viele Veränderungen eingetreten, daß mancher ursprüngliche Farbton bereits in einen anderen hinüberwechselt, oder durch gewollte chemische Beeinflussung zu der Farbenbezeichnung gemacht wird, die im Katalog — höher bemerkt wird.

Chemische Farbenfälschungen sind weit häufiger als wir annehmen. Man will aus gewöhnlichen Marken seltene oder gar „Fehlbrüche“ herstellen. Nach Dr. F. Ralchhoff können verändert werden: Karmin und Rosa: in Braun, Orange, Gelb und Grau; Riegelrot, Orange und Gelb: in Braun, Rosa, Gelb, Grün und Grau; Grün: in Braun, Gelb, Blau, Violett und Grau; Blau: in Braun, Orange, Gelb, Grün, Violett und Schwarz; Ultramarin: in Braun, Gelb, Blau und Grau; Violett: in Rosa, Gelb, Grün, Blau

und Grau. Der Mitmeister der Philatelie, der Kunstmaler Alex. Bonger, hat diese Vielheit der Farben nach den Katalogen und deren Angaben systematisch geordnet und registriert in seiner Arbeit „Ueber Farbenbezeichnung in der Philatelie“. Die Hauptfarben zählen mit den uns oft merkwürdig und fremd anmutenden Wortkombinationen bei den Farbenbezeichnungen: Rot — 148, Gelb — 92, Blau — 95, Orange — 27, Grün — 98, Purpur — 93, Braun — 100, Schiefer — 22, Schwarz — 27, Grau — 34, indifferent — 54, dazu kommen noch 40 Papierfarben, zusammen also 829 Farbenbezeichnungen. Wenn man auch zugeben muß, daß in den letzten Jahren durch die Facharbeiter die Farbenangaben in den Katalogen auf ein notwendiges Maß zurückgeführt wurden — bleiben dennoch viele Wünsche unerfüllt. Im Augenblick arbeitet eine deutsche Kommission von Fachleuten, Wissenschaftlern und erfahrenen Philatelisten von Rang und Ruf an einer Neugestaltung der philatelistischen Farbenlehre, die hoffentlich den Kreis der Farbenbezeichnung bedeutend enger und vor allen Dingen genauer festlegt. Unsere philatelistischen Farbentafeln der Neuzeit, die sich schon auf etwa 180 Farbenangaben beschränken, erfüllen dennoch nicht ihren Zweck. Hält man eine Briefmarke mit der gleichen Far-

benbezeichnung auf die Farbentafel, so wird man immer befähigt finden, daß sie genau so gut auf das eine wie das andere Feld paßt — oder nicht paßt...

Die beste Farbentafel ist noch immer die aus ungebrauchten Postwertzeichen aller Länder selbstzusammengestellte eigene Farbentafel auf der Grundlage der amtlichen Farbenbezeichnungen.

Die Postwertzeichen erhalten daher nach bestimmten Vereinbarungen (Weltpostverein oder Einzelstaatlich) vorgeschriebene Hauptfarben oder werden nach Zweckbestimmungen wie nach bildlichen Darstellungen und der anzuwendenden Drucktechnik in Farbenabarten bestimmt. Wir kennen Grün für die Drucklage, Rot für die Postkarte, Blau für den Brief im Auslandsverkehr. Die Zusammenstellung der Farbkörper unterliegt nicht nur der beachtlichsten künstlerisch-malerischen Wirkung, sondern in der Hauptsache dem Geseh der Zweckmäßigkeit. Mit der Allgemeinbezeichnung Rot, Gelb, Blau, Violett, Orange, Grün usw. kommen wir freilich nicht aus. Die Farben müssen daher spezifiziert werden, und zwar nach ihren Grundstoffen. Hierzu treten dann noch die Klassifizierungen nach den Lichtwerten wie: hell, dunkel, matt, faßl, tief, stumpf, trüb, blaß, lebhaft, satt bis schmutzig.

Seit Jahrzehnten vertreten die Philatelisten aller Länder eine Reform der Farbenbezeichnungen, die klar und eindeutig die Farben angibt und sich dabei auf ein Minimum beschränkt, weil nicht jeder Sammler ein ausgeprochenes „Gefühl“ für den Farbenreichtum unserer geliebten Briefmarken besitzt. G u n a u k a d e l i c h.

